

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 42.

Dienstag, 19. Februar.

1929.

(8. Fortsetzung.)

Feuer auf den Höhen.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Elfe Wibel.

Benita Mironow antwortet nicht, als sie sich dem Wald zuwenden. Vor ihnen liegt seine braune Tiefe. Wie Rehe aus Goldsiligran hebt sich junges Blattwerk von dem dunklen Grund. Nebeneinander tauchen sie in die Geheimnisse seiner großen Einsamkeit. Ihre Schritte sind unhörbar und alle Wirklichkeit scheint ausgelöscht.

Ohne jeden ersichtlichen Grund geschieht es, daß Benita Mironow ihren Schritt beschleunigt. „Anna-Dorothee weiß nicht, daß ich beschützt gehe. Sie wird sich sehr sorgen. Ich muß mich eilen.“

„Es scheint ganz undenkbar, daß Sie schon eine Tochter haben, die Verantwortung bewußt tragen kann.“

„Sie lebt seit langem bewußt. Voll Tapferkeit war sie neben mir. Immer! ... Vielleicht wirkt sie nur auf mich so kostbar in all ihrer Stille. Niemand kennt dieses Kind ... Und ich fürchte mich sehr für sie vor dem Leben ... Für diese Art Menschen haben die anderen immer zu harte Hände ... Vorhin, bei den Wiesen, wünschte ich sie mir herbei. Sie ist in allem Schönen mit so merkwürdigem Verstehen erschlossen. Merkwürdig für ihre Jahre. Aber ich langweile Sie mit mütterlichen Ergüssen ... Verzeihen Sie ...“

„Die Wiesen ...? Ich bin also von Ihrer Freude daran ausgeschlossen gewesen ... Es wird mir das Verständnis dafür menschlings abgesprochen?“, erkundigt er sich in einem Ton, der nicht ganz frei von einem Vorwurf ist ...

„Menschlins? Nein. Sie selbst sprachen mir einmal eindringlich von den Wunden der gebrochenen Halbtöne. Sie erklärten mir auch, warum Sie sie allen anderen vorziehen ... Erinnern Sie sich noch? Wir trafen uns im Zug zur Stadt. An einem grauen Novembertag ... Vor den Fenstern lag eine farblose Trostlosigkeit. Ich habe sie sehr niederdrückend empfunden. Aber da fingen Sie an, mir die feinen Reize dieser fargen und zerrissenen Stimmung zu zeigen ... Und mit einem Male war mir alles verändert ...“

„Ja, man muß Erfreuliches nur sehen wollen. Auch wenn die Stunde sich noch so armselig gebärdet.“

„Schade, daß wir uns nicht öfter getroffen haben. Vielleicht wäre mir noch viel Ungeahntes durch Sie erschlossen worden ...“ Sie ist wieder ganz große Form, ganz an der Oberfläche der Dinge ... Dame von Welt.

Mit harten Augen, in denen ein steiles Licht erlöscht, sieht Sep Sollern sie an ...

„Ich habe es vermieden, so gut ich konnte, Sie zu treffen. Ich weiß, daß ich sehr unter Ihnen leiden werde, Benita Mironow ...“

Wird dieser Weg nie aufhören? ... Sie sind genötigt, ihn dicht nebeneinander, wie seine Enge es bedingt, zu gehen. Sie hören ihren Atem in einem gestrafften Gespanntsein, das beinahe Feindseligkeit ist ... Niemand begegnet ihnen ... Einmal ist es, als wolle Sep Sollern sprechen. Unter ihren Füßen rauscht zuweilen das Laub des vergangenen Herbstes. Sie hören es nicht ... Dann ist dennoch überraschend schnell das Ende des verwunschenen Waldes da. In amethystene Dämmerung führt ein Abhang hinunter zu dem kleinen Ort am See. Lichter entzündeten sich in zerstreuten

Häusern. Und plötzlich gelst von dorthier der Schrei einer Jahrmarkttrumpete ... Verstummt ... kommt noch einmal, den abendlichen Frieden sinnlos zerreißen, zu den Beiden dort oben am Rand der Wiesenhügel ...

Benita Mironow stürzt vorwärts. Wie geworfen von dem unheimlichen Signal der Trompete. Alles Entsetzen des Geahnten liegt ihr darin, was in diesen vergangenen Minuten vor ihr aufgestanden ist ... Wie Windstoß, der aufstäubend ins Gehege fährt, Vorgenstes bloßlegt ...

„Der nächste Weg führt über den Marktplatz dort unten, und dann dem Wasser entlang. Oder wünschen Sie auf der Höhe weiter zu gehen?“

„Ich werde den kürzesten Weg nehmen. Er geht da hinunter, nicht wahr?“

Er nickt und taucht mit seinen gleichmäßigen, langausgehenden Bergsteigerschritten als erster in die sachte Tiefe.

Stimmengewirr kommt von dem engen Platz, den sie beinahe laufend jetzt erreichen. Vogenlampen flammen auf, blendend wie weiße Tulpen, die ein unbarmherziges Licht über eine rohe Bretterbühne schütten. Eine Glocke scheppert in das Wimmern einer ausgelassenen Orgel.

Ein Mensch, die blinkende Trompete unter den Arm geklemmt, beugt sich zu einem flitterbehangenen Tisch neben der primitiven Holztreppe. Er spricht, abgewandt, mit einem geschminkten Weib. In immer kürzeren Pausen schreit sie mit ihrer verbrauchten Stimme lodende Anpreisungen in das Publikum.

Aus der Tür eines windschiefen Wagens bricht trüb schwelendes rotes Licht. Ein Mädchen, halb noch ein Kind, eingenäht in eine Art schillernder Tierhaut, kommt die Stufen des Wagens herunter.

Als Benita und ihr Begleiter an der Treppe vorbeigehen, werden sie von den plötzlich herzu drängenden Zuschauern, deren Neugier den Siedepunkt erreicht zu haben scheint, bis dicht an die Rampe der kleinen Schaubühne gedrängt.

Und gerade da zieht der Trompetenbläser das magere Geschöpf in seinem gefleckten Fell zu sich herauf.

Mitten in dem kalkigen Lichtkegel stehen sie. Die bärenhaften Taten des Mannes, an denen Steine blitzen, weisen mit einer lächerlichen Wichtigkeit auf das Mädchen, das sich nach allen Seiten verneigt ... Irgend etwas an dieser grotesken Szene fesselt Sep Sollern.

Rund und gelbrot steigt der Mond über dem Dach eines alten Rathauses empor. Steingetier kriecht am Geländer seiner Außentreppe. Schmalbrüstige Häuser haben helle Fensteraugen, an denen schattenhafte Gesichter sich bewegen.

„Shakespearescher Szenerie ...“, denkt Sep Sollern einmal so nebenher. „Man sollte das festhalten.“

In jedem Nerv fühlt er Benita Mironows Schulter dicht neben der seinen. Eine immer ungeduldiger sich gebärdende Menge umschließt sie eng. Sep Sollern hat den Wunsch, die lebendige Mauer um sie her möchte nicht mehr weichen.

Die Orgel wimmert. In seine Tierhaut gewidelt,

umschleicht das frierende Wesen mit gleitenden Tanzschritten einen kleinen, halbverhungerten Jagdleoparden, den man auf die Bühne geworfen. Regungslos duckt sich die Katze. Die schmalen, grünen Lichter sind blinzeln halb geschlossen.

Aber da ist der Schrei der Trompete, der sie aufjagt. Einen Augenblick scheint es, als wolle sie sich auf das Mädchen stürzen. Geschickt weicht das Geschöpf zur Seite. Und zwischen dem Tier und dem Weibe beginnt in schmiegsamem, wildem Gleiten ein Tanz voll Bedrohung und Abwehr.

Im Halbschatten eines Lampenmaßes lehnt der Mann, das Instrument unter dem Arm. Ohne Bewegung, ein Phantom. Sein schwarzes Haar glänzt fettig. Bis zur Wurzel der papageienhaft gebogenen Nase wächst es, stößt zu einer Art Dreieck mit strichgeraden Brauen zusammen. Über den einen seiner hervorstehenden Backenknochen läuft eine breite Narbe.

„Ist der Kerl nicht großartig? Merkwürdig, daß ihn noch kein Filmregisseur entdeckt hat. Das wäre doch eine ganz unschätzbare Type.“

Benita Mironow bleibt stumm. Und das bestärkt ihren Begleiter in dem kühnen Hoffen, sie möchte die Dringlichkeit ihrer Heimkehr völlig vergessen haben, über dem bizarren Einsall dieser Stunde.

Er sucht ihr Gesicht, von dem grellen Schein der Lampe gestreift, und ist tief betroffen über den Ausdruck, der darauf liegt. Ihre Augen, in einem beinahe irren Grauen völlig versunken, bliden, als sähen sie den Tod, auf die Gestalt des Mannes da oben.

Sep Sollern ist außer sich. Wie konnte er sie derart erschrecken durch seine törichte Bemerkung. Trotzdem er eben noch heftig das Gegenteil ersehnt hat, beschließt er nun, den Ausbruch so rasch wie möglich zu veranlassen.

„Ich glaube, wir können den Ausfall wagen. Die Gemüter beginnen sich zu beruhigen“, meint er leicht hin.

Sie nickt nur und murmelt wie schlafbefangen etwas Unverständliches.

Dann sieht sie auf. „Ja. Wir wollen nach Hause. Man kann es nicht aufhalten. Niemals“, sagt sie flüsternd, wie verloren an ein Unabwendbares.

Darnach reden sie nicht mehr. Aber sie legt ihre Hand auf seinen Arm. Und das nimmt ihm jede Fähigkeit, etwas anderes zu denken. Benita Mironows Hand liegt fest auf seinem Arm, als suche sie einen Halt.

Durch den starken Stoff seiner Jade hindurch fühlt er ihre eisige Kälte. Sie gehen durch leere Gassen. Dann hören die Häuser auf. Weiße Nebel wandern. Dahinter ahnt man den See. Eintönig klingt das Spiel der kleinen Wellen an unsichtbaren Ufern. Manchmal zuckt Benita Mironow zusammen und wendet sich rasch, wie suchend, um.

Hinter dem ziehenden Gewoge am Rande der Wasser brennen stille Feuer. Da und dort leuchten sie auch von den nahen Höhen. Schweigende Gestalten stehen dabei: phantastisch verzerrt, zuweilen ganz ausgelöscht im Fließen der milchigen Schleier. Götter oft und wieder Dämonen.

„Die Osterfeuer“, erklärt Sep Sollern und ist sehr mit sich zufrieden, daß seine Stimme nach völliger Gelassenheit klingt.

„Wir haben da noch eine ganze Menge netter heidnischer Gebräuche. . . . Walhall ist noch lange nicht geleert, — und das ist gut.“

„Lichtgarben. Wie schön, daß sich das erhalten hat. Alles, was festlich ist, Besonderheit im Alltag, — sollte man festhalten. Gerade jetzt. Jede helle Stunde müßte man eigens genießen, so lange Zeit dazu ist.“

„Natürlich sollte man das. Wer noch einen Schuß Vergnügen in sich trägt, irgendwo, der muß es schon loslassen gegen diese elendige Zeit.“

„In dem blauen Saal daheim, auf Schwolin, der nur bei ganz feierlichen Anlässen geöffnet wurde, standen lebensgroße Gipsfiguren zwischen den Pfeilern. Be-

stimmt keine Kunstwerke. Wenigstens erinnere ich mich, daß sie alle dasselbe sehr törichte Lächeln hatten. Aber sie hielten Bronzefleuchter, in denen Kerzen brannten. Ungezählte Kerzen. Als Kind habe ich sie glühend beneidet um dies Amt: Licht spenden zu dürfen zu den Festen. . . . Es gibt wohl auch solche Menschen. . . . Lichtträger für die anderen.“ — Sie sieht ihn an.

Sep Sollern nimmt ihre Hand von seinem Arm und hebt sie an seine Lippen. . . . „Benita Mironows Lichtträger sein“, . . . denkt er und fühlt sein Blut aufrauschen.

Aber er sagt nur, wieder in der leichten Art, die ganz ungreifbar ist: „Lieben Sie die Geselligkeit Ihrer Heimat?“

„Ja, ich habe sie auf meine Weise sehr genossen: die Stimmung. . . . das Spiel der Farben. . . . den Duft. . . . und auch den Glanz. . . . Ich habe es mir nicht vorstellen können, daß man ohne all das einmal weiterzuleben vermöchte, was so vollkommen selbstverständlich schien. . . .“

„Es ist mir heute noch ebenso selbstverständlich für Sie, gnädige Frau. Weite, der Fluß der großen Linie diese ganz überlieferte Gepflegtheit um Sie. . . . Welche äußere Daseinsform auch jetzt Wirklichkeit für Sie bedeutet, das andere ist da. . . . es ist ein Teil Ihrer selbst. Sie tragen es in Ihre Umwelt. . . . ganz nebensächlich welche. . . . hinein. Das ist es, was unläufig ist, für kein Vermögen erreichbar. Man ist da mit geboren. . . . oder man wird es nie besitzen. — Erzählen Sie mir von Ihren Festen! Ich bitte sehr darum“, sagte er drängend.

„Die Feste bei uns daheim — — Ja, einem Künstler müßten sie wohl manchen seltenen Genuß gebracht haben. Da waren die alten, gut gehaltenen Parks. Lampions zwischen den Bäumen. . . . Auf verschlungenen Wegen zitternde Reflexe farbigen Lichts. Alles verwandelt in diesen hellen Sommernächten. . . . Auf der Terrasse die Balalekaspieler. . . . Manchmal streiften einen die Töne. . . . unwirklich. . . . Und man sprach leise Worte, die man sonst nie gesprochen hätte. Und man duldete ein Nahesein, das man anders nie ertragen hätte. . . .“

Oder im Winter —! Das Land im Schnee vergraben. Weiß, endlos, in einer Totenstarre, das Draußen. Und in diese leichenhafte Öde hinausflammend, der Saal. Kerzen. . . . unzählige Kerzen. . . . Nie brannte anderes Licht in unserem Saal. . . .“

Rusik. . . . Gut gewachsene Menschen in erlesenen Kleidern. . . . Steine aus dem Ural, — dem ganzen Orient. Jahrhunderte alter Besitz. Unsere alten, wilden Tänze gedämpft, voll kaum angedeuteter Leidenschaft getanzt. . . . Ausgeglichene Gebärden. . . . Ritterlichkeiten. . . . Lachen. . . . Diese ganze, einmalige Mischung einer Gesellschaft, die Kultur und Barbarei in ihren Gliedern umschloß. . . .“

Auf Schwolin lag aber auch die Verpflichtung, den toten Borns ihr letztes Fest zu bereiten. Sie wurden dort in der Gruft beigelegt.

Dann hingen überall schwarze Tücher. . . . Vorbeergesträuch stand beklemmend düster. Die Spiegel waren verhängt und alle Diener trugen dunkelviolette Livreen. Die langen Tafeln, die im Saale gedeckt waren, hatten keinen Schmuck. Nur die Kerzen brannten. Und um die Tische saßen die Borns in schweigsamer Feierlichkeit. Bis der Älteste von ihnen sich erhob und den Pokal zu Ehren der Verstorbenen leerte. . . . So sahen unsere Feste aus. . . .“

Eines der österlichen Feuer nach dem anderen verlöscht. Nur das Unbestimmbare des weißen Gleitens bleibt. . . .“

„Warum spreche ich zu diesem Fremden von all dem schmerzlichen Schönen einer toten Vergangenheit. . . .? Und weshalb ist alles weniger bitter, wenn er neben mir geht? Ganz mir zugewendet, wie ich es eben fühle. . . .“ denkt Benita Mironow, und horcht gleichzeitig angestrengt in die Nacht hinein.

Das Roselius-Haus in Bremen.

Von Dr. Karl Neurath.

In der Böttcherstraße zu Bremen, die durch das Pauls-Beder-Moderlohn-Haus weithin bekanntgeworden ist und deren Namen durch die von Generalkonsul Dr. Ludwig Roselius herausgegebene internationale Zeitschrift immer wieder in das Gedächtnis der Kunstfreunde aller Länder gerufen wird, steht seit alten Zeiten ein schönes und eindrucksvolles Fachhaus, das der Besitzer schlicht und anspruchslos Böttcherstraße Nr. 6 genannt hat, das im Volksmund aber allgemein nur Roselius-Haus hieß. Es war das freundliche Heim verschiedener kultureller Vereinigungen, so weit die Räume nicht vom Angelfachsenverlag oder vom Friesenverlag benötigt wurden, und barg in seinen ehrwürdigen Mauern eine reichhaltige und sehenswerte Sammlung bremischer Altertümer und andere Seltenheiten, von denen der berühmte runde Tisch unter den Freunden und Bekannten des Hauses besonderes Ansehen genoss, und der willig aufgenommene Gast erfuhr mit Freuden, daß hier der trunkensten Väter Sitte noch in Treuen bewahrt wurde. Es war gut sein in dem alten Roselius-Haus.

Im Sommer vorigen Jahres hat nun der Eigentümer im Plane der weiteren Ausgestaltung der Böttcherstraße das Haus einer durchgreifenden Erneuerung unterzogen und zu einem Museum norddeutscher Heimatkunst gemacht, das nach Anlage, Einrichtung und Ausstellungsgut ein wahres Schatzkästlein geworden ist und nicht nur dem Schöpfer, sondern auch der Stadt Bremen zum Ruhme gereicht. Ursprünglich sollte es ein Friesenhaus werden, aber der Schöpfer spannte seine Pläne bald weiter und vergrößerte den Kulturkreis. Angeln, Niedersachsen, West- und Ostfalen wurden zu den Friesen hinzugezogen und mit Hilfe zahlreicher Künstler und Freunde des Bauherrn die Sammlungen erworben, gesichtet, beschrieben und schließlich so untergebracht, daß sie nicht als Sammlung wirken, sondern als lebendige Umwelt lebendiger Menschen. Bodenständige Kunst, wie sie heute selten geworden ist durch die Nachlässigkeit und den Unverstand eines betörten Geschlechts, das in fremden Formen stotterte und von den eigenen nichts mehr wußte. Heimatkunst galt als roh oder läppisch. Man wußte noch nicht, daß sie der eigentliche Quell aller Kunst ist, daß sie — aus handwerklicher Tüchtigkeit geboren — überhaupt erst den Weg bereitet für die sogenannte große Kunst. Das hat man erst zu Anfang dieses Jahrhunderts erkannt, und als Denkmal dieser Erkenntnis miß das neue Roselius-Haus gewertet sein.

Der Architekt Cea hat dem Haus den alten gotischen Giebel wiedergegeben, der es ehemals krönte, und anderthalb hundert Menschen schufen und werkten unermüdlich, bis der große Plan erfüllt, das Werk vollendet war. Unter Verwendung alter Wandverkleidungen, reichgezierter Türen und Treppen, wundervoller alter Möbel und Teppiche ist eine Reihe prachtvoller Prunkräume entstanden, die überall den deutlichen Stempel des Hausherrn tragen und für den Eifer und den Fleiß seiner Helfer zeugen. Am reichsten ist die Renaissance vertreten, aber auch kostliche Barockstücke sind in zwei Zimmern untergebracht. Nur in einigen Nebenräumen ist der Charakter eines Museums bewahrt. Hier sind in Schaulästen edle Beispiele bodenständigen Handwerks aller Art und aus Friesland bezügelte alte Druckwerke untergebracht. So gibt das Haus einen entsprechenden Überblick über norddeutsches Volkstum und das Wesen seiner Kunstbetätigung. Da sind wundervoll geschnitzte Schränke, ein prachtvoller Ramin, da sind edle Geräte die Fülle, sind herrlich gewirkte Teppiche, und kostbarer Wandschmuck; da ist eine entzückende Wendeltreppe, eine hervorragend schöne Arbeit gediegenes Handwerks, sind reich gegliederte Stuckdecken und seltene Bilder aller Art. Auch Porzellan und Töpferwaren und Schaustücke die Menge sind in sorglicher Anordnung eindrucksvoll aufgebaut und verraten die Sicherheit der wählenden Hand und die Verlässlichkeit des erlebten Geschmacks, der hier die Entscheidung hatte.

Falsch wäre es, das Roselius-Haus als Heimatmuseum zu bezeichnen. Vom Museum alten Schlages unterscheidet es, ähnlich wie unser von Professor Dr. Schauinsland muster-gültig eingerichtete Museum, zunächst einmal die durchaus nicht auf trodene Belehrung gerichtete Ausgestaltung der Räume, zum anderen die über die engen Grenzen des bloß Heimatlischen hinausstrebenden Zusammenhänge mit unserer allgemeindeutschen, ja gemeingermanischen Kultur. Roselius sieht einen eigentlichen, durchaus bodenständigen Kulturkreis der Angeln, der Sachsen, Friesen, Ost- und Westfalen und kommt so zu dem an sich überwältigenden Gedanken der rein germanischen Bedingung von der Väter Erde. Das ist möglich, aber einwandfrei bewiesen ist es noch nicht, obwohl mancherlei gewichtige Gründe dafür vorhanden sind. Zunächst aber ist das auch gar nicht so wesentlich, wie es

den Anschein hat. Viel wichtiger ist die Erkenntnis von der Notwendigkeit, all die im Lande zerstreuten handwerklichen, künstlerischen und geistigen Auserwählten unseres Volkstums zu sammeln, sie damit vor dem Untergang zu bewahren und der Wissenschaft als „Tatsachenmaterial“ vorzulegen. Mag sie es mit fortwährender Erkenntnis verwerten, wie immer sie kann, es bleibt viel wichtiger, die Bedeutung all dieser kulturellen Ausstrahlungen eines Volkes erkannt zu haben, als aus der Summe des Materials schließlich die allgemeingültigen Folgerungen zu ziehen und die letzten Auswertungen zu versuchen.

Und deshalb ist das Roselius-Haus eine Erfüllung. Es ist aber auch eine Aufgabe an die Wissenschaft. Wir aber, die wir uns der Bedeutung des Wertes bewußt sind, wir freuen uns geruht seines Besitzes. Ernst Müller-Schneff hat im treuen Verein mit dem Hausherrn, Generalkonsul Dr. Ludwig Roselius, die Umgestaltung und Einrichtung besorgt, und viel helfende Hände mußten unablässig zugreifen, ehe das große und mühsame Werk beendet war. Nun steht es vollendet als rühmliches Zeichen opferwilligen Bürgerfinnes und ehrt seinen Meister.

Wir und die anderen..

Von Artur Brausewetter.

Wer sind die anderen?

Wir

Das ist es ja, was uns die Erkenntnis der anderen so schwer macht, daß wir in ihnen immer uns selber spiegeln, uns in sie förmlich hineinbilden, in ihnen nicht sie selber in ihrer Eigenart und Individualität, sondern lediglich uns selber sehen und lieben.

Nein, nicht das, was er ist, sehen und lieben wir in dem anderen. Sondern nur unsere Vorstellung von ihm; sind dann bitter getroffen, wenn er einmal anders ist, anders handelt als wir, wären wir in ihm gewesen, gehandelt hätten. Er hat uns „enttäuscht“, sagen wir dann.

Daher auch unser Wunsch, daß er zu uns in allem harmonisiere, daß er gewissermaßen ein Stück von uns selber sein soll. Bis wir schließlich in dem Bahn, den anderen zu lieben, nur uns selber lieben.

So schaffen wir ihn zu einem Gebilde unseres Selbst, zu einem Spiegel, in dem wir nur uns selber sehen.

Aber das Gegenteil müßte der Fall sein: nicht den anderen zu unserem Selbst gestalten. Sondern uns selbst aufgeben in ihm uns über ihm vergessen.

Liebe ist im anderen sein.

Aber wer ist im anderen?

In seinem Roman „Dumala“ vergleicht der Kurländer Graf E. Reuterling die Menschen mit Postpaketen. Gut verpackt, sorgsam versiegelt, liegen sie im Güterwagen nebeneinander. Auch eine Anschrift steht darauf. Aber was darin ist, weiß keins vom anderen. Man reißt eine Strecke zusammen. Das ist alles.

Nein, keiner weiß etwas vom anderen. Das Leben des Nächsten bleibt uns ein ewiges, nie gelöstes Rätsel. Wir wissen auch nicht, was er tut. Sein Beruf, seine Arbeit sind uns unbekannte Welten. Jeder geht seinen Weg, erfüllt seine Arbeit und Pflicht. Was der andere treibt — keine Ahnung.

Bei allem bitteren Ernst hat es manchmal beinahe einen Anstrich von Komik, anzusehen, wie Menschen Tag für Tag in demselben Bureau miteinander arbeiten, in derselben Stube miteinander leben, zusammen reden, essen, trinken — und undurchdringliche Schleier verbergen einen dem anderen.

Falsch ist es auch, den anderen dadurch sich näher bringen zu wollen, daß man ihn zu seiner eigenen Ansicht zu bekehren sucht. Wer glaubt, jemanden durch Geag Gründe in einer festgefakten Meinung erschüttern zu wollen, der steht noch auf einer harmlosen Stufe der Menschenkenntnis.

Was können wir nun tun, den anderen kennen zu lernen? — Was Spinoza von unserem Verhalten zu den Dingen fordert, das gilt auch von dem zu den Menschen: wir sollen sie weder beweinen noch verspotten, sondern sie zu verstehen lernen.

Verstehen und vergeben — darin liegt die ganze Menschenkenntnis! Vielleicht muß man für sie erst ein gewisses Alter erreichen.

„Man darf nur alt werden, um milder zu sein; ich sehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte“, meint Goethe. Und von Charlotte v. Stein sagt er, sie sähe die Welt, wie sie wäre. Aber durch das Medium der Liebe.

Wieder gilt dies zugleich für den anderen: Ihn sehen, wie er ist — aber durch das Medium der Liebe.

Das ist es, worauf es ankommt. Und was uns schließlich auch die letzte und schwerste aller Künste erschließt: den anderen kennen zu lernen und durch ihn uns selber.

Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur das Leben lehrt jedem, was er sei.



Der Schmuck unserer vier Wände.

Ein Kapitel über Inneneinrichtung.

„Zwischen den eigenen vier Wänden haufen!“ Wieviele junge Paare haben wohl diesen Wunsch, und wieviele Freuden erwachsen aus seiner Erfüllung! Es ist etwas Köstliches um das eigene Heim, und liebevoll und eifrig trägt man Stülck für Stülck zusammen, um es mit dem nötigen Hausrat, aber auch mit manchem Schmuck zu füllen. Ein nicht leicht zu lösendes Problem ist dabei die Gestaltung und der Schmuck eben der bewußten vier Wände, die unser Heim umschließen, sei es nun einmal oder mehrfach, je nachdem das eigene Nest einen oder mehrere Räume umfaßt.

Da wäre zunächst die Tapete. In früheren Jahren, vor dem Kriege, fand man diese — in der Mietwohnung wenigstens — meist schon vor und man mußte suchen, sich mit ihr abzufinden, so gut oder so schlecht das gehen wollte. Manchmal war das freilich schlimm, wenn man beispielsweise eine spinatgrüne Tapete zu einer hauptsächlich in blauen Tönen gehaltenen Einrichtung bekam und der Hauswirt freundlich lächelnd eine Änderung ablehnte, weil die Tapete doch noch tadellos erhalten sei. — Heute ist es ja in den meisten Fällen üblich, daß der Mieter die sogenannten Schönheitsreparaturen, zu denen auch die etwaige Beschaffung neuer Tapeten oder Wandanstriche gehört, selber machen läßt, und wenn das auch eine oft recht fühlbare finanzielle Belastung ist, so hat man hierdurch doch wenigstens die Möglichkeit, sich seine Wandbekleidungen nach eigenem Geschmack zu beschaffen. Vielfach wird es sich ja auch um Neubauwohnungen handeln, bei denen auf die Wünsche der Mieter von Anfang an Rücksicht genommen wird. Wie dem aber auch sei und welche Art der Wandbekleidung man auch wählt, sie sollte möglichst neutral gehalten sein, damit sie keine Farbdissonanz zu den Möbeln, Tischdecken, Fensterbängen usw. bildet. Wenn irgend möglich, wähle man auch lichteste Tapeten, die zwar etwas teurer sind als die billigeren Sorten, dafür aber auch nicht verblasen, so daß man nach Jahr und Tag, nach Wunsch und Bedarf Bilder, Spiegel oder dergl. umhängen kann, ohne daß die bekannten häßlichen dunkleren Flecke an den Wänden die erfolgte Änderung verraten. Ob man helle oder dunklere Tapeten nimmt, ist Geschmackssache und zum Teil auch eine Modefrage. Noch bis vor kurzem pflegte man z. B. für Herren- und Speisezimmer dunkle Tapeten als „das einzig Wahre“ anzusehen, neuerdings herrscht die hellere Tapete vor, und das mit Recht. Denn es ist viel schöner und auch viel gesünder, wenn wir unsere Räume so hell wie möglich gestalten, wozu die Tapete viel beiträgt.

Die zweite Hauptfrage ist die Gardinenfrage, obgleich man ihr längst nicht soviel Bedeutung mehr beilegt, wie in früheren Generationen. Früher mußten in einem gut eingerichteten Zimmer mindestens auch die sogenannten Übergardinen vorhanden sein, d. h. die üblichen weißen Tüll- oder Spitzengewebe vor den Fenstern wurden nach dem Zimmer zu noch von einem weiteren Vorhang, meist aus schwerem Stoff, nicht selten noch gefüttert, abgeschlossen. Diese Übergardinen waren kunstvoll gerafft und gefaltet und reichlich mit Franzen, Quasten, Schnüren und anderem staubanammelnden Beiwerk versehen. Wenn sie einmal herabgenommen und gereinigt wurden, was wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten nicht oft und nur notgedrungen geschah, so mußte jedesmal ein Tapezierer herbeigerufen werden, um sie ordnungsgemäß wieder zu befestigen, und in der Zwischenzeit erfüllten sie gleichzeitig mit ihrer Aufgabe, als Zimmerschmuck zu dienen, auch diejenige, Licht und Luft abzuhalten und eine Aufbewahrungsstätte für Krankheitskeime zu sein. Die Übergardine wie auch die schwere „Portiere“, der ebenfalls tuchene, plüschene usw. und vielfach geraffte Türbehänge sind heutzutage glücklicherweise überwundene Schönheitsideale, und wo etwas der Art noch notwendig ist, da wählt man auch für diesen Zweck leichte, durchsichtige und waschbare Stoffe, die so einfach und schlicht angeordnet werden, daß sie jederzeit mit Leichtigkeit abgenommen und wieder angebracht werden können. Auch gibt es — wenigstens in freistehenden Häusern, oder in solchen, die in einer genügend breiten Straße stehen, so daß man sich gegenseitig nicht in die Fenster sieht — nicht mehr für erwünscht, die Fenster ganz mit Gardinen zu verhüllen. Man zieht schmale, nur zu beiden Seiten schlicht herabfallende Schleier vor, die

das eigentliche Fenster freilassen, und es ist auch nicht mehr nötig, daß die Gardine noch ein Stülck auf dem Fußboden nachschleppt, wie das früher als „Gipfel der Eleganz“ galt.

Soll man sich Bilder an die Wände hängen und welche? Das ist eine Frage, die nicht ganz leicht zu beantworten ist. Der Zug der Zeit geht zwar dahin, jeglichen anderen Wanderschmuck mit Ausnahme des „natürlichen“ zu verbannen und die gewünschte wohlige oder auch festliche Note lediglich durch die farbige und formale Gestaltung des Tapetenmusters, Anstrichs oder der sonstigen Wandbekleidung zu erreichen. Immerhin wird es viele Menschen geben, die diese Art der „Bilderräumerie“ nicht mitmachen und auf gute Bilder als Wanderschmuck nicht verzichten mögen. Sie haben auch durchaus recht, sofern sie wirklich gute Bilder wählen, die durchaus nicht immer teure Bilder zu sein brauchen. Originale, Ölgemälde, Radierungen usw. können sich leider die wenigsten von uns leisten, aber man braucht sich deswegen auch keine Kitschbilder, billige und süßliche Struße usw. hinzuhängen. Wir haben z. B. die wohlfeilen und doch wertvollen Künstler-Steinzeichnungen, Künstler-Holzschnitte und dergl. Auch die Photographie, die heute ja wirklich zu einer Kunstgattung geworden ist, vermag uns wirklich schönen Wanderschmuck zu liefern. Zu warnen ist aber vor der Anstie, seine vier Wände mit Familienphotographien, wömmöglich den entsetzlichen „Vergrößerungen“, Kreidzeichnungen usw. zu beflastern. Welche Bilder man wählen soll, das ist natürlich nur von Fall zu Fall zu entscheiden. Ein Hilfsmittel ist der fleißige Besuch von Gemälden- und Kunstausstellungen, auch von größeren guten Geschäften für Innendekorationen und Kunsthandlungen, die gerne uns unaufdringlich beraten, auch wenn man nicht gleich Käufer ist, endlich der Besuch von Vorträgen und ähnlichen Veranstaltungen, die geeignet sind, uns zu informieren und unseren Geschmack zu bilden.

Ina Wolters.

Welchen Beruf lasse ich meine Kinder ergreifen?

Von Elisabeth Huber.

Habe ich nur ein Kind, so beantworte ich obige Frage ganz einfach folgendermaßen: Mein Kind soll den Beruf ergreifen, der seinen Fähigkeiten und seiner Begabung entspricht und — nicht zuletzt — der seiner gesundheitlichen Verfassung angepasst ist. Selbstverständlich ist bei der Wahl des Berufes für die Kinder die finanzielle Lage der Eltern genau in Rechnung zu ziehen, damit angefangene Studien später nicht etwa aus finanziellen Gründen wieder abgebrochen werden müssen. Auch die Neigung des Kindes zu diesem oder jenem Beruf soll bei der Wahl nicht ganz außer acht gelassen werden. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Neigung des Kindes zu einem gewissen Berufe ausschließlich maßgebend sein muß. Es wird im Gegenteil in den meisten Fällen dringend nötig sein, das Kind nach dieser oder jener Richtung aufzuklären und zu beraten, um es vor späteren allzu großen Enttäuschungen zu bewahren.

Anders liegen die Dinge, wenn mehrere Kinder vorhanden sind. Jedes der Kinder soll einen Beruf ergreifen, der ihm ein möglichst sorgloses Auskommen bietet. Dabei ist das Augenmerk ebenfalls wieder auf die Begabung und Gesundheit der Kinder, sowie auf die finanziellen Verhältnisse der Eltern zu richten. Neben all' diesem ist es jedoch die größte Pflicht der Eltern darauf zu achten, daß keines der Kinder bevorzugt, resp. benachteiligt wird, d. h., daß die vorhandenen Mittel nicht etwa zum größten Teil zur Ausbildung eines Kindes Verwendung finden und für die übrigen dann nichts mehr vorhanden ist. Gewiß, die Begabung der einzelnen Kinder muß absolut berücksichtigt werden und unter mehreren Geschwistern besitzen nur in den seltensten Fällen alle die gleichen Fähigkeiten. Werden indessen für ein Kind zu Ausbildungszwecken finanziell größere Opfer gebracht, als es bei den übrigen Kindern der Fall ist, so ist es Pflicht der Eltern, dafür zu sorgen, daß die so benachteiligten Kinder durch Zuwendungen auf andere Art wieder entschädigt werden. Geschieht dies nicht, so werden die Eltern vereinst von ihren erwachsenen Kindern an Stelle des Dankes nur Vorwürfe ernten und die Geschwisterliebe wird dadurch sicherlich auch nicht gefördert.